

Tschaikowsky in Jeans

Immer mehr junge klassische Musiker bedienen sich der Attitüden der Pop-Szene. Dies trifft für das Münchner Abaco-Orchester ebenso zu wie für die Karlsruher Band „Spark“. Und so öffnet sich auch neues Publikum der einstigen E-Musik

VON RITA ARGAUER

Alice Sara Ott findet den Einstieg von Tschaikowskys erstem Klavierkonzert „cheesy“. Oder besser ihr Alter Ego „ASO“ beschwert sich über den zugänglichen Klaviereinsatz und empfindet „Tschaikowsky himself“ unverblümt, doch bitte Ohrenstöpsel zu verwenden, wenn er es nicht aushalte, wie sie das Konzert spiele. Auf Facebook veröffentlicht die Münchner Pianistin unter dem Initialen-Kürzel „ASO“ regelmäßig selbstgezeichnete Cartoons, die sie entweder im hassliebenden Dialog mit Tschaikowsky zeigen oder in kompromittierenden Situationen vor ihren Konzerten, meist mit einem doppelten Espresso in der Hand, wirren Haaren und einem kindlich-trotzigen Gesichtsausdruck.

Die Nahbarkeit auf Facebook ist ein Pop-Mechanismus, den die Klassik lange nicht kannte. Doch Ott inszeniert sich im sozialen Netzwerk – ein bisschen wild, ein wenig anarchistisch, aber unbedingt und nahbar als Mensch in Kommunikation mit ihren Fans. Etwas, das bei klassischen Musikern lange noch nicht so präsent ist wie in der Pop-Welt. Doch einige im klassischen

Über ein Crowdfunding-Projekt fand das Abaco-Orchester den Weg in die Philharmonie

Bereich verhaftete Künstler nutzen derzeit solche Pop-Bezüge: So auch das Münchner Abaco-Orchester. Ein Laienorchester von Studenten und jungen Musikern, deren Traum es war, einmal im Leben Mahlers zweite Symphonie aufzuführen. Doch das großbesetzte Werk braucht Platz, das geht weder im Herkulesaal, noch in der Uni-Aula. Deshalb richtete das Orchester, das für den Mahler-Wunschtraum keine geringeren Solisten als Tara Erraught und Lydia Teuscher überzeugen konnte, ein Crowdfunding-Projekt ein, über das genug Geld herangeschafft werden sollte, um die Miete für die Philharmonie im Gasteig zu bezahlen. Der geneigte Spender konnte unter anderem für 150 Euro eine Locke des Dirigenten Joseph Bastian erstehen – einmal wurde dieser Fetisch-Gegenstand auch tatsächlich gekauft. 13.597 Euro konnten sie im Internet sammeln; Mahler kann erklingen.

Nach einem ähnlichen Prinzip widmet sich auch die BR-Sendung „U21“ der Klassik aus einem (pop-)szeneigenen Blickwinkel. Dort wird klassischen Musikern ein Forum gegeben, dessen Mechanismen man aus der Popkultur kennt. Zum Beispiel die Konzertreihe „Klassik Underground“ im Münchner Club Milla. Dort trat der Pianist Kai Schumacher auf, der Rock-Songs der Neunzigerjahre für Klavier transkribiert, aber es erklang auch ganz klassische Kammermusik, etwa von der Cellistin Raphaela



Barock und Gothic-Rock: Das Ensemble „Spark“ sieht sich als Band und spielt mit eindeutigen Referenzen zur Popkultur.

FOTO: STEPHANIE SCHWEIGERT

la Gromes. Zur 15. Sendung von „U21 Vernetzt“, einem trimedialen Format, das Internet mit Radio und Fernsehen verbindet, lud man die Karlsruher Band Spark ein. Band statt Ensemble, diese Wortwahl haben sich die Musiker ausgesucht, weil sie ihre Arbeit näher an der einer Pop-Band sehen als am typischen Kammermusik-Ensemble. „Wir suchen besondere Musik“, sagt Annetrin Schnur von „U21“, und das würde auch das Publikum der Sendung wollen: „Das sind nicht die typischen BR-Klassik-Hörer, sondern musikinteressierte junge Leute, die keinen Mainstream hören wollen.“

All diese Beispiele eint, dass es sich dabei nicht um Musiker à la David Garrett handelt, die versuchen, klassischer Musik durch Vereinfachung zu einer Massen zugänglichkeit zu verhelfen. Vielmehr lassen diese Künstler der Klassik all ihre Kompliziertheit, sie verändern lediglich den Kontext: Weg vom musealen Konzertbetrieb

und der anachronistischen Optik, hin zu Räumen und Verortungen, in denen sich auch ein Publikum wohl fühlt, das Popkonzerte genauso gern anhört wie Symphonieorchester. Und gespielt von Musikern, für die Popmusik genauso zum Kulturgut gehört wie Klassik.

„Ich liebe Popmusik, besonders die aus den Siebziger- und Achtzigerjahren“, sagt Daniel Koschitzki, Blockflötist, der zusammen mit der Flötistin Andrea Ritter, die mehr auf Indie und Elektro stehe, die klassische Band Spark 2007 gründete. Kennen gelernt haben sie sich beim Musikstudium, zusammen mit einem Pianisten, einem Cellisten und einem Violinisten treten sie als Band auf, die Barock-Stücke genauso spielt wie zeitgenössische Musik. Und die Komponisten über das Internet-Portal „Myspace“ fand, und für die die Strukturen der Barockmusik der Sample-Ästhetik aktueller Popmusik erstaunlich nahe kommen. Eine Band mit Proberaum

und Jams, respektive Improvisationen, die bei Tourneen sowohl in klassischer Kammermusik-Umgebung auftritt als auch in alternativen Kulturzentren. „Das Publikum abseits der typischen Klassik-Konzertsäle ist anders“, erzählt Koschitzki, jünger und offener erlebe er es, „ich habe manchmal den Eindruck, dass es dort leichter fällt zu verstehen, was wir machen, weil auch die Bezüge zur aktuellen Popmusik erkannt werden.“ So fand ihr „Release-Konzert“ zum letzten Album auch im ausverkauften Karlsruher „Tollhaus“ statt: ein Kulturzentrum, in dem sonst Musiker wie die Simple Minds oder Peter Licht auftraten.

Alice Sara Ott hat sich, nachdem sie 2009 noch mit romantischem Blick und in hellem Gewand Liszt-Etüden eingespielt hat, nun musikalisch wie optisch ein rebellischeres Image zugelegt. Mit Francesco Tristano nahm sie im Klavier-Duo „Scandale“ auf – von der Musik um Djagilews

Tanztruppe herum zu einer Komposition von Tristan selbst, der neben seiner pianistischen Tätigkeit als DJ und Produzent in Techno-Clubs auftritt. Im kommenden März erscheint nun „The Chopin Project“. Dafür tat sich Ott mit dem isländischen Indie-Experimental Musiker Ólafur Arnalds zusammen, um über neue Arrangements und besondere Aufnahmetechniken und Soundkulissen Chopins Werk in einem zeitgenössischen Licht zu zeigen. Dass sie als erfolgreiche Pianistin mit dem veralteten Bild, das die Klassik-Szene immer noch für ihre Künstler entwirft, gebrochen hat, ist ebenso schön, wie der Zugang, den so vielleicht auch eine andere Hörschaft zur Klassik bekommt.

Abaco Orchester, Sa., 28. Februar, Philharmonie, Gasteig, Rosenheimer Str. 5, U21 Vernetzt, So., 1. März, 11 Uhr, BR-Alpha, Mo., 2. März, 21.05 Uhr, BR-Klassik, Alice Sara Ott, Ólafur Arnalds, The Chopin Project, Veröffentlichung 20. März

KURZKRITIK

Vorüber

Routine ohne Wehmut: „Element of Crime“ im Zenith

München – Das hat man sich ja denken können: *Element of Crime* im Zenith, das haut nicht ganz hin. Freilich, der Veranstalter hat sich bemüht, hat die Halle geschickt verkleinert, aber – vage geschätzt – vier- bis fünftausend Menschen sind halt doch da, die passen in München nirgendwo sonst hinein, also muss man dort hin, wo einst Straßenbahnen repariert wurden. Nun gibt es von *Element of Crime* sicherlich ein Lied, in dem eine Straßenbahn vorkommt, aber das war's dann auch. Wobei: Ob Delmenhorst oder Zenith macht auch keinen Unterschied.

Dabei ist doch Sven Regener ein Parsifal der Liebe, einer, der gern mit Schild und Schwert auszüge, um ein Glück zu eringen, das ihm jedoch stets gleich wieder entgleitet. Im Konzert wappnet er sich dagegen mit norddeutscher Knarzigkeit, so dass wenig von der wohligen Melancholie aufkommt, in die man sich hineinlegen kann, hört man die Platten der Band. Gerade die neue „Lieblingsfarben und Tiere“, ist ja in der Hinsicht wieder ein Meisterwerk, über das man einiges Seltsames aus der Musikgeschichte der Band vergisst. Im Konzert holt es einen dann ein bisschen ein – „Nightmare“ ist einfach ein spukhafter Blödsinn.

Ein hübscher Querschnitt wird da in knapp zwei Stunden geboten, leider fehlen die Lieder aus „Romantik“, bis auf eines, „Gelohnt hat es sich nicht“, na ja. Eine Überraschung ist auch dabei, ein Lied, das *Element of Crime* einst für „Peter Pan“ und Leander Haußmanns Bochumer Schauspielhaus schrieb. Es ist das Abschiedslied von Captain Hook, und es sind darin wieder ein paar Zeilen enthalten, wie sie so liebevoll lebensweise wohl nur Regener hinkriegt: „Du wirst ein Tierfilmgucker sein, wenn ich mal nicht mehr da bin.“ Ja, das Gute braucht halt das Böse, sonst leuchtet's nicht.

So lustig manche Ansage inklusive einer Verbeugung vor Fansbinder („Liebe ist kälter als der Tod“) auch ist, seltsam routiniert wirkt die Darbietung, auch wenn Regener manchmal drollig herumtappst, hingerissen vom eigenen *Œuvre*. An der markigen Konsistenz seiner Persönlichkeit zerschellt letztlich auch der schönste Moment, das Unbehaute, jener Zustand, für den Regener immer wieder die schönsten Worte der Liebe findet. Hier nun wirkt es eher so, als könnte man die größte Sehnsucht mit einem Bier am Tresen vergessen machen, also doch eher Herr Lehmann als Franz Schubert, und jene dunkle Wolke ist immer eine, die vorüberzieht, nicht bleibt. **EGBERT THOLL**

Grünes Licht

Die irische Indie-Band Kodaline in der Muffathalle

München – Grelle flackernde Spots, Projektionen an den Wänden, Lichtsäulen und stetiger Farbenwechsel. *Kodaline* hat ganz schön aufgetrumpft in der Muffathalle. Grünes Licht gibt es auch für die Performance. Die Iren machen Musik nach dem Konzept großer Romane: Ihre Hits „High Hopes“ und „All I Want“ waren Soundtracks von TV-Serien wie „Grey's Anatomy“ oder Liebesfilmen wie „Das Schicksal ist ein mieser Verräter“, oder „Fack ju Göhte“. Schrecklich traurig schön ist die Stimme von Frontmann Steve Garrigan. Der weiß mittlerweile um seine Bühnenpräsenz; populäre Gigs, wie das englische Glastonbury Festival haben Kodaline Routine verschafft.

So erzählt Garrigan gern von der langjährigen Freundschaft der Bandmitglieder, von Freunden, denen sie zur Hochzeit ein Lied geschrieben haben: „The One“. Aus der kleinen Anekdote wird das Highlight des Konzerts, die Halle glüht vor Handylichtern, das Publikum liegt sich in den Armen. „High Hopes“ oder „All I Want“ sind zuckersüße Animation für die Halle. Vergleiche mit *Coldplay* mussten sich die Jungs aus Dublin schon oft anhören, aber Garrigan kommt verächtlich nah an das Talent von Chris Martin ran. Aber eben nur fast: Übersteuert der Sound, die Bässe zu sehr aufgedreht – da ist die technische Raffinesse doch nicht so ausgefuchst wie beim Vorbild.

Gut tanzen sind das rockigere „Coming Alive“ oder die Single „Honest“ aus dem aktuellen Album „Coming Up For Air“. Kodaline feuert an, beißt sich an den etwas unbeweglichen Münchern fast die Zähne aus. Die besten Tümpfer im Publikum – besonders bei Songs wie „Way Back When“ aus ihrem Debüt „In A Perfect World“, bei denen man typische Rhythmen der grünen Insel raus hört, sind vor allem die Iren. Schade eigentlich, das Prädikat „musikalisch wertvoll“ steht Kodaline allemal zu. **LAURA CSAPO**

Inklusion bei Radikal Jung

München – „Radikal Jung“ steht in diesem Jahr unter dem weitgefassten Motto „Inklusion“. Eingeladen sind unter anderem die Performancegruppe „Monster Truck“, die mit Mensch mit Down-Syndrom arbeitet und die Produktion „Prinz Friedrich von Homburg“ des Staatstheater Darmstadt, bei der Samuel Koch mitspielt, der im Rollstuhl sitzt. Das Festival findet vom 18. bis 25. April statt. **CLU**

Vor der Sintflut

Eine Art Klimakonferenz im Werkraum

München – Der Klimawandel geht alle an, aber das Nachdenken darüber gilt als wenig unterhaltsam, geschweige denn sexy, weshalb dann doch wieder alles so läuft wie bisher – bis irgendwann gar nichts mehr geht. Ein Zustand, den das niederländische Theaterkollektiv „Wonderboom“ nicht auf sich beruhen lassen will, denn schließlich sind Künstler bei der Erfindung neuer Welten mindestens so kompetent wie Wissenschaftler oder Politiker. Seit zwei Jahren forscht die Gruppe aus Rotterdam in ihrem Projekt „The New Forest“ über drohende und wünschbare Zukunftsszenarien.

Zur Vorbereitung der Koproduktion mit den Münchner Kammerpipelen „Unser Dorf soll schöner werden“ (Regie führte Johan Simons wohl eher pro forma) haben die Wunderbäume ihrerseits Spezialisten, darunter den Grafikdesigner und Magazingestalter Mirko Borsche, Hanser-Verlagschef Jo Lendle und den Krisenforscher Harald Welzer zum kulinarischen umrahmten Brainstorming gebeten. Nun ist Expertenbeteiligung im zeitgenössischen Theater ja seit Längerem nichts Ungewöhnliches. Wenn man jedoch seine Gäste mit dem Tonband belauscht, um an-

schließend weniger die Kernthesen als das Potenzgehabe drumherum, angereichert mit Verhaltensstudien aus einschlägigen Debatten satirisch aufzubereiten, lässt das eher an ein kabarettistisches Format denken. Dass das im Fall von Wunderboom nie plump denunziatorisch, wenn auch manchmal etwas blauäugig daherkommt, liegt vor allem an der unwiderstehlichen Nonchalance, mit der sich die drei holländischen Akteure und ihre beiden Münchner Mitstreiter Stefan Hunstein und Steven Scharf die unterschiedlichen Temperamente zu Eigen machen.

„Sechs Stunden ohne Humor, aber mit Käse und Rotwein“, prophezeit Marleen Scholten, doch das ist, im Gegensatz zum Klimawandel, eine leere Drohung. Schon verwandelt sich die tough Moderatorin in eine schwärmerische Nachhaltigkeitsmanagerin, die über Buddhismus und den Ausstieg aus der Wachstumsspirale säuselt und später ergriffen aus Dantes „Inferno“ rezitiert, bevor sie ihren Kollegen mit sanfter Vehemenz an die Wäsche geht. Maartje Remmers ist eine von Geburt an pessimistische Klimaexpertin, die Solarzellen auf Schuldächern für rituelle Placebos hält und angesichts der Ergebnisse der Klimakonferenz von Kopenhagen in einen Heulkampf verfällt. Ungerührt davon liefert sich Walter Baart als knuffiger Entwicklungsingenieur für E-Cars und glühender Kapitalist ein handgreifliches Scharmützel mit der ebenfalls von ihm gespielten Globalisierungskritikerin Naomi Klein, die ihr neues Buch gleich kistenweise promotet. Und noch während die Managerin auf dem Konferenztisch mit dem BMW-Mann vögelt, ereifert sich Stefan Hunstein als bestens gelaunter Welzer-Klon über den Einfluss von selbstfahrenden Autos und Smartphones auf die geistige Gesundheit ihrer Besitzer.

Für den Einbruch literarischer Urgevalt in dieses sintflutartige Palaver sorgt schließlich Steven Scharf, der bis dahin nur ein paar liturgische Akkorde auf der Heimorgel angeschlagen hatte, zunächst mit der wunderbar auf Holländisch vorgebrachten biblischen Erzählung von der Arche Noah und schließlich mit Kafkas apokalyptischer Alpträumnovelle „Ein Landarzt“. Rettung gibt es hier keine, aber das Vergebliche gewinnt plötzlich wieder existenzielle Kraft. **SILVIA STAMMEN**



Wozu ein Konferenztisch doch gut sein kann: Marleen Scholten und Stefan Hunstein in „Unser Dorf soll schöner werden“. FOTO: TANJA KERNWEISS

Arien, die rocken

Der Countertenor Max Emanuel Cencic im Cuvilliéstheater

München – Max Emanuel Cencic ist nicht nur ein phänomenaler Countertenor, sondern hat auch eine abenteuerliche Lebensgeschichte. Sie begann als sechsjähriges Wunderkind und Wiener Sängerknabe, wurde mit 15 als Sopran-Stier in Japan getauft, bis der Wahl-Wiener mit den kroatischen Wurzeln im Alter von 19 in eine Krise kam und erst einmal das Singen aufgab, um „Internationale Wissenschaften“ zu studieren. Denn mit 17 immer noch im Besitz einer berückenden Sopranstimme, die Segen und Fluch zugleich bedeutete, war er nicht nur konfrontiert mit rücksichtslosen Dirigenten, sondern auch mit den von außen an ihn herangetragen Fragen nach seinem Selbstverständnis und seiner Sexualität. Danach musste er sich als männlicher Mezzo neu erfinden: „Ich wusste mit 20 nicht, ob ich mir ein Leben als Countertenor vorstellen konnte. Erst während meines Studiums wurde das Bedürfnis zu singen, ja die Obsession, wieder zunehmend größer.“

Selbst die Barock-Oper war damals eigentlich Neuland für ihn, mittlerweile ist Cencic darin nicht nur wie ein Fisch im Wasser zu Hause, sondern macht immer wieder neue musikalische Entdeckungen. Vor fünf Jahren sang er die extravagante Partie des Herold in der Uraufführung von Ariebert Reimanns „Medea“ an der Wiener Staatsoper: „Dummerweise hatte ich dem Komponisten gesagt, mein höchster Ton ist das a. Und was sah ich dann in den Noten: g, a, g, g, a. Oh mein Gott, da bin ich erst mal zum Logopäden, um mir das körperliche Rüstzeug zu holen, das durchzuhalten und nicht meine Stimme zu verlieren.“

Seit 2003 ist Cencic nicht nur wieder Sänger, sondern auch Unternehmer mit eigener Firma (Parnassus Arts Production). Er kümmert sich um die Stücke und Programme, das Engagement der Sänger, die zum Teil von seiner Firma vertreten werden, und verkauft seine Produkte – ganze Opern oder CDs – als Gesamtpaket lizenziert an die Plattenfirmen und Konzertveranstalter. Herausragendes Beispiel ist die großartige und enorm erfolgreiche Ersteinspielung von Vincis Meisterwerk „Artaserse“ auf CD und DVD mit fünf Countertenoren, „die sonst nie zusammen aufgetreten wären“. Darunter waren Philippe Jaroussky, Valer Sabadus, Yury Mylenko

und Franco Fagioli. Letzteren hat er auch für sein jüngstes Projekt, Johann Adolf Hasses „Siroe“, wieder geholt. Bei „Siroe“ mit dem griechischen Ensemble *Armonia Atenea* unter der Leitung von George Petrou führte Cencic, der tatsächlich seine beiden Vornamen von „blauen Kurfürsten“ der Wittelsbacher bekam, erstmals in Athen Regie. Er ist noch heute begeistert: „Hasses letzte Oper hat ein tolles Sujet, das in Persien spielt, ein großartiges Libretto und die Titelpartie hat genau die richtige Lage für mich.“

„Nichts ist schlimmer, als wenn ein Sänger alles gleich singt“, sagt Cencic

Doch Vorbereitung und Probenarbeit für das lange Stück gestalteten sich nicht einfach und forderten Cencic sehr viel ab: „Die Umstände waren widrig, weil es einfach kaum Geld gab. Ich musste um sechs Uhr aufstehen und bin um drei ins Bett. Dazwischen hieß es, Requisiten einkaufen, Stoffe auswählen, alles organisieren, Regie führen – und das in drei Wochen.“ Auf der Bühne gab es dann gerade mal



Vom Wiener Sängerknaben zu einem der herausragenden Countertenöre und Mezzosopranisten unserer Zeit: Max Emanuel Cencic. FOTO: JULIAN LAIDIG

vier Tage Zeit, um alles einzurichten, von denen einer wegfiel, weil die komplette Technik nicht funktionierte.“ Cencic wird beim Reden schneller, wenn er fortfährt: „Die Bühnenarbeiter waren sauer und machten keine Überstunden, weil sie seit drei Jahren vom griechischen Staat kein Geld bekamen. Gottseidank habe ich erst bei der Wiederaufnahme in Versailles selber mitgesungen. Aber ich bin so über meine körperlichen Grenzen hinausgegangen, dass ich danach einen Monat lang Urlaub machen musste.“

Nach den Charakteristika und dem Timbre seiner intensiven, durchaus herkömmlichen Stimme, die er selbst ein wenig verschmitzt „etwas derb“ nennt, fragt man Max Emanuel Cencic besser nicht, denn dann schaut er kritisch und formuliert mit einiger Empörung sein Credo: „Der stilistische Ausdruck ist mir wichtig, und ich hoffe, man hört, dass es einen gewaltigen Unterschied macht, ob ich Händel, Hasse oder Mozart, Offenbach oder Rossini singe. Atmung, Lautstärke, Tonerzeugung, Phrasierung – alles ist anders. Ich arbeite an der Wandelbarkeit meiner Stimme. Nichts ist schlimmer, als wenn ein Sänger alles gleich singt.“

Genauso verhält es sich mit den kompositorischen Unterschieden und Cencic erklärt: „Bei Hasse sind schon frühklassische Andeutungen zu hören. Und die Orchestrierung gegenüber Händel ist viel komplizierter. Es gibt bei fast jeder Arie Hörner, Querflöten oder Oboen. Auch sängerisch wird der Umfang größer, die Koloraturen sind komplexer.“ Und sein Soloalbum mit Hasse-Arien hat Cencic ganz bewusst „Rokoko“ genannt, denn die vornehmlich glanzvollen virtuosen Arien des im Jahr 1783 gestorbenen Komponisten, den auch der junge Mozart sehr schätzte, „rocken“ schon gewaltig und sind eben auch schon eher dem Rokoko als dem Barock zuzuordnen. Für das Münchner Konzert hat Cencic aus den Dutzenden von Hasse-Arien, die er nicht auf CD aufnehmen konnte, allerdings diejenigen mit reiner Streicher-Besetzung ausgesucht. **KLAUS KALCHSCHMID**

Rokoko, Arien aus Opern von Johann Adolf Hasse mit Max Emanuel Cencic und Armonia Atenea unter Leitung von George Petrou; Sonntag, 1. März, 19.30 Uhr, Cuvilliéstheater